

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Herr Haneda war Herrn Omochis Vorgesetzter, der Herrn Saitos Vorgesetzter war, der Fräulein Moris Vorgesetzter war, die meine Vorgesetzte war. Was mich anging, so war ich niemandes Vorgesetzte.

Man könnte es auch anders ausdrücken. Ich stand unter Fräulein Moris Befehl, die unter Herrn Saitos Befehl stand und so weiter, wobei zu ergänzen ist, daß die Befehle auf ihrem Weg von oben nach unten die hierarchischen Ebenen überspringen konnten.

Kurz, in der Firma Yumimoto stand ich unter jedermanns Befehl.

Am 8. Januar 1990 wurde ich vom Fahrstuhl auf die vierundvierzigste Etage des Yumimoto-Gebäudes ausgespien. Das Fenster am Ende des Flurs saugte mich an, wie es das zerbrochene Fenster eines Flugzeugs getan hätte. Fern, sehr fern lag die Stadt – so fern, daß ich kaum glauben konnte, sie je betreten zu haben.

Ich dachte nicht einmal daran, daß ich mich bei der Rezeption hätte melden sollen. Ich dachte über-

haupt nichts, ich war nur fasziniert von der Leere hinter der großen Glasscheibe.

Eine heisere Stimme hinter mir sprach mich schließlich mit Namen an. Ich drehte mich um. Ein Mann um die Fünfzig, klein, dünn und häßlich, betrachtete mich mißbilligend.

– Warum haben Sie sich nicht bei der Empfangsdame angemeldet? fragte er mich.

Mir fiel keine Antwort ein, und ich gab keine. Ich neigte Kopf und Schultern in der Einsicht, daß ich, ohne ein Wort zu sagen, nur zehn Minuten gebraucht hatte, um gleich am Tag meines Eintritts in die Firma Yumimoto einen schlechten Eindruck zu machen.

Der Mann stellte sich als Herr Saito vor. Er führte mich durch etliche große Säle und stellte mich Scharen von Leuten vor, deren Namen ich, kaum daß ich sie gehört hatte, wieder vergaß.

Er brachte mich in das Büro, wo sein Vorgesetzter, Herr Omochi, residierte, ein massiger, schreckeneinflößender Mann, dem man gleich ansah, daß er der Vizepräsident war.

Sodann zeigte er mir eine Tür und gab mir mit feierlicher Miene bekannt, daß sich dahinter Herr Haneda, der Präsident, befinde. Es verstand sich von selbst, daß ich nicht daran denken durfte, ihm vorgestellt zu werden.

Schließlich führte er mich in einen riesigen Saal, in dem etwa vierzig Personen an der Arbeit waren. Er wies mir meinen Platz an, gegenüber meiner unmittelbaren Vorgesetzten, Fräulein Mori. Sie war gerade in einer Besprechung und würde erst zu Beginn des Nachmittags kommen.

Herr Saito stellte mich kurz der Gesamtheit der Anwesenden vor. Dann fragte er mich, ob ich Herausforderungen liebte. Es war klar, daß ich nicht das Recht hatte, eine verneinende Antwort zu geben.

– Ja, sagte ich.

Es war das erste Wort, das ich in der Firma geäußert hatte. Bis dahin hatte ich mich darauf beschränkt, den Kopf zu neigen.

Die »Herausforderung«, die Herr Saito mir zugedacht hatte, bestand darin, die Einladung eines gewissen Adam Johnson zu beantworten, der am kommenden Sonntag mit ihm Golf spielen wollte. Diesem Herrn mußte ich auf englisch einen Brief schreiben, der ihm Herrn Saitos Einverständnis anzeigte.

– Wer ist denn Adam Johnson? fragte ich in meiner Einfalt.

Mein Vorgesetzter seufzte gereizt und gab mir keine Antwort. War es abnorm, nicht zu wissen, wer Adam Johnson war, oder war meine Frage viel-

leicht indiskret gewesen? Ich habe es nie erfahren – und wer Adam Johnson war, weiß ich bis heute nicht.

Die Sache kam mir nicht schwierig vor. Ich setzte mich hin und schrieb einen freundlichen Brief: Herr Saito freue sich schon darauf, nächsten Sonntag mit Herrn Johnson Golf zu spielen, und grüße ihn auf das herzlichste. Damit ging ich zu meinem Vorgesetzten.

Herr Saito las mein Werk durch, stieß einen leisen, verächtlichen Schrei aus und zerriß es.

– Schreiben Sie es noch mal!

Ich dachte, ich sei gegen Herrn Johnson vielleicht allzu liebenswürdig oder zu vertraulich gewesen, und brachte die Sache nun in eine kühle, distanzierte Form: Herr Saito nehme Herrn Johnsons Entschluß zur Kenntnis und sei bereit, Herrn Johnsons Wünschen gemäß mit ihm Golf zu spielen.

Mein Vorgesetzter las mein Werk durch, stieß wieder einen leisen, verächtlichen Schrei aus und zerriß es.

– Schreiben Sie es noch mal!

Gern hätte ich gewußt, worin der Fehler bestand, aber es war klar, daß der Chef, wie seine Reaktion auf meine Erkundigung nach dem Adressaten gezeigt hatte, Fragen nicht duldete. Also mußte ich selbst herausfinden, mit welchen Worten

man den geheimnisvollen Herrn Johnson anreden konnte.

Stundenlang verfaßte ich nun Botschaften an diesen Golfspieler. Herr Saito rhythmisierte meine Produktion, indem er die Erzeugnisse zerriß, ohne jeden Kommentar außer dem wie ein Refrain wiederholten leisen Aufschrei. Jedesmal mußte ich mir wieder eine neue Formulierung einfallen lassen.

Manches an dieser Übung war nicht ohne Witz und erinnerte an das »Sterben machen, schöne Marquise, Ihre schönen Augen mich vor Liebe« des *Bourgeois gentilhomme*. Ich experimentierte mit Abwandlungen von grammatischen Kategorien: »Und wenn nun Adam Johnson das Verb würde, der nächste Sonntag das Subjekt, die Golfpartie das Akkusativobjekt und Herr Saito das Adverb? Der nächste Sonntag sieht herrsaitomäßig erfreut eine Golfpartie adamjohnsonieren kommen.« Aristoteles würde staunen!

Es fing gerade an Spaß zu machen, als mein Vorgesetzter mich unterbrach. Er zerriß den weißich-wievielten Brief, ohne ihn auch nur gelesen zu haben, und sagte mir, daß Fräulein Mori nun da sei.

– Heute nachmittag arbeiten Sie für sie. Inzwischen holen Sie mir einen Kaffee!

Es war schon vierzehn Uhr. Meine epistolographischen Variationen hatten mich so gefesselt, daß

ich gar nicht auf den Gedanken gekommen war, eine Pause einzulegen.

Ich stellte Herrn Saito die Tasse auf den Schreibtisch und machte kehrt. Ein Mädchen, groß und lang wie ein Bogen, kam auf mich zu.

Immer wenn ich mich an Fubuki erinnere, sehe ich wieder den japanischen Bogen vor mir, der größer ist als ein Mann. Darum habe ich die Firma »Yumimoto« genannt, das heißt »die Dinge des Bogens«.

Und wenn ich einen Bogen sehe, denke ich wieder an Fubuki, die auch größer war als ein Mann.

– Fräulein Mori?

– Nennen Sie mich Fubuki.

Ich hörte nicht mehr, was sie zu mir sagte. Fräulein Mori war mindestens eins achtzig groß, ein Maß, das in Japan nur wenige Männer erreichen. Sie war schlank und von entzückender Anmut, trotz der japanischen Steifheit, die auch bei ihr durchschimmerte. Aber was mir den Atem verschlug, war die Schönheit ihres Gesichts.

Sie sprach zu mir, und ich lauschte dem sanften, verständigen Klang ihrer Stimme. Sie zeigte mir Akten, erklärte mir, um was es sich dabei handelte, lächelte. Ich merkte gar nicht, daß ich ihr nicht zuhörte.

Dann forderte sie mich auf, die Schriftstücke zu lesen, die sie mir auf meinem Schreibtisch, unmittelbar gegenüber dem ihren, zurechtgelegt hatte. Sie setzte sich und fing an zu arbeiten. Ich blätterte gehorsam in den Papieren, in die ich mich vertiefen sollte. Es handelte sich um Vorschriften, um Aufzählungen.

Auf zwei Meter Entfernung nahm mich der Anblick ihres Gesichts gefangen. Weil sie die Lider über ihren Zahlen niedergeschlagen hatte, konnte sie nicht sehen, daß ich sie betrachtete. Sie hatte die herrlichste Nase der Welt, die japanische Nase, diese unnachahmlich feinflügelige, unter tausend anderen unverkennbare Nase. Nicht alle Japaner haben eine solche Nase, aber wer sie hat, der kann nur aus Japan sein. Hätte Kleopatra diese Nase gehabt, wäre die Geographie des Planeten nicht schlecht durcheinandergeraten.

Am Abend wäre es kleinlich gewesen zu bedauern, daß ich keine der Fähigkeiten, um derentwillen ich angestellt worden war, hatte zur Geltung bringen können. Alles, was ich mir gewünscht hatte, war schließlich, in einem japanischen Unternehmen zu arbeiten. Und da war ich nun. Ich hatte den Eindruck, einen wundervollen Tag verbracht zu haben. Und die nächsten Tage bestätigten es.

Ich verstand noch immer nicht, welches in diesem Unternehmen meine Aufgabe war; und es war mir auch gleichgültig. Herrn Saito schien ich auf die Nerven zu gehen; und das war mir noch gleichgültiger. Von meiner Kollegin war ich entzückt. Ihre Freundschaft erschien mir als ein mehr denn zureichender Grund, zehn Stunden täglich in der Firma Yumimoto zu verbringen.

Sie hatte den weißen, matten Teint, den Tanizaki so vorzüglich beschrieben hat. Abgesehen von ihrer ungewöhnlichen Größe verkörperte Fubuki die vollkommene japanische Schönheit. Ihr Gesicht erinnerte an die »Nelke des alten Japan«, das Symbol edler Mädchen aus verflossenen Zeiten; auf dieser langen, schmalen Silhouette ruhend schien es dazu bestimmt, die Welt zu beherrschen.

Yumimoto war eine der größten Firmen des Universums. Herr Haneda leitete die Abteilung Import-Export, die alles, was es auf dem Planeten nur gibt, an- und verkaufte.

Die Import-Export-Liste von Yumimoto war eine titanische Version des Prévertschen Katalogs: nichts, was es darin nicht gab, von finnischem Ementaler über französische Autoreifen und togolische Jute bis zur kanadischen Glasfaser.

Die Geldsummen bei Yumimoto gingen über

den menschlichen Verstand. Von einer bestimmten Häufung der Nullen an entfernten sich die Beträge aus dem Reich der Zahlen und traten in das der abstrakten Kunst ein. Ich fragte mich, ob es in der Firma irgend jemanden gab, der fähig war, sich über den Gewinn von hundert Millionen Yen zu freuen oder den Verlust der gleichen Summe zu bedauern.

Die Angestellten der Firma, ebenso wie die Nullen, gewannen ihren Wert erst hinter anderen Zahlen – alle bis auf mich, die nicht mal den Wert einer Null erlangte.

Die Tage verstrichen, und noch immer war ich zu nichts nütze. Es störte mich nicht sonderlich. Ich hatte den Eindruck, daß man mich vergessen hatte, was ich nicht so unangenehm fand. An meinem Schreibtisch sitzend, las und las ich immer von neuem die Schriftstücke, die Fubuki mir zur Verfügung gestellt hatte. Sie waren wunderbar uninteressant, bis auf eines, in dem Yumimotos Mitarbeiter verzeichnet waren: Dort standen jeweils Name, Vorname, Geburtsdatum und Geburtsort, Name des Ehegatten (sofern vorhanden) und der Kinder, von jedem wiederum das Geburtsdatum.

An und für sich hatten diese Angaben nichts wirklich Faszinierendes. Aber für den Ausgehungen wird schon eine Brotrinde zur Delikatesse:

In dem Zustand untätiger Entkräftung, in dem mein Gehirn sich befand, schien mir diese Liste vor Spannung zu knistern wie ein Skandalmagazin. Tatsächlich war sie das einzige von all diesen Papieren, das ich verstand.

Um mir den Anschein zu geben, daß ich arbeitete, beschloß ich, sie auswendig zu lernen. Es waren etwa hundert Namen. Die meisten waren verheiratet, Väter oder Mütter von Familien, was mein Vorhaben erschwerte.

Ich lernte. Abwechselnd beugte ich das Gesicht über das Papier und hob es wieder, um zu prüfen, ob das Gelesene im Schädel haftete. Wenn ich aufsah, fiel mein Blick immer auf das Gesicht Fubukis, die mir gegenüber saß.

Herr Saito verlangte nicht mehr, daß ich Briefe an Adam Johnson oder wen auch immer schrieb. Auch sonst verlangte er von mir gar nichts, außer daß ich ihm Kaffee holte.

Wenn man in einer japanischen Firma anfing, war nichts normaler, als zuerst die Pflicht des Ôchakumi zu erfüllen, das »Amt des ehrenwerten Teeservierers«. Ich nahm diese Aufgabe um so ernster, als es die einzige war, die man mir übertrug.

Sehr bald kannte ich jedermanns Gewohnheiten: für Herrn Saito einen schwarzen Kaffee um acht

Uhr dreißig, für Herrn Unaji einen Milchkaffee mit zwei Stück Zucker um zehn, für Herrn Mizuno einen Becher Cola stündlich, für Herrn Okada eine Tasse englischen Tee mit einem Wölkchen Milch um siebzehn Uhr. Für Fubuki grünen Tee um neun, einen schwarzen Kaffee um zwölf, grünen Tee um fünfzehn und einen letzten schwarzen Kaffee um neunzehn Uhr – sie dankte mir jedesmal mit liebenswürdigster Höflichkeit.

Diese bescheidene Pflicht wurde zum Anlaß meines Verderbens.

Eines Morgens verständigte mich Herr Saito, daß der Vizepräsident in seinem Büro eine wichtige Delegation aus einer befreundeten Firma empfing:

– Kaffee für zwanzig Personen.

Mit meinem großen Tablett trat ich bei Herrn Omochi ein, und ich war mehr als perfekt. Jede Tasse reichte ich mit nachdrücklicher Demut dar, murmelte dabei die erlesensten Formeln und senkte den Blick, während ich mich verneigte. Gäbe es einen Orden für das Ôchakumi, er hätte mir zugestanden.

Einige Stunden später ging die Delegation. Des gewaltigen Herrn Omochi Donnerstimme rief:

– Saito-san!

Ich sah, wie Herr Saito aufsprang, erbleichte und

sich im Laufschrift in die Höhle des Vizepräsidenten begab. Das Gebrüll des Dicken dröhnte durch die Wand. Was er sagte, war nicht zu verstehen, aber es hörte sich nicht nett an.

Herr Saito kam zurück, mit verstörter Miene. Beim Gedanken, daß sein Peiniger das Dreifache seines Gewichts auf die Waage brachte, empfand ich für ihn eine närrische Anwendung von Zärtlichkeit. Gleich darauf rief er mich in zornigem Ton zu sich.

Ich folgte ihm in ein leeres Zimmer. Er stotterte vor Wut:

– Sie haben die Delegation der befreundeten Firma zutiefst verstimmt. Beim Servieren des Kaffees haben Sie Formeln gebraucht, die verrieten, daß Sie perfekt japanisch sprechen.

– Aber ich spreche es nun mal gar nicht so schlecht, Saito-san.

– Seien Sie still! Wer gibt Ihnen das Recht, sich auch noch zu verteidigen? Herr Omochi ist sehr böse auf Sie. Sie haben in seiner Sitzung heute vormittag die Atmosphäre vergiftet: Wie sollten unsere Partner sich gut aufgehoben fühlen, wenn eine Weiße da ist, die ihre Sprache versteht? Von jetzt an sprechen Sie nicht mehr japanisch.

Ich machte große Augen.

– Wie bitte?

– Sie verstehen kein Japanisch mehr! Ist das klar?

– Aber wegen meiner Kenntnis Ihrer Sprache hat Yumimoto mich doch angestellt!

– Ist mir egal. Ich befehle Ihnen, kein Japanisch mehr zu verstehen.

– Das ist unmöglich. Niemand könnte einem solchen Befehl gehorchen.

– Gehorchen kann man immer. Das muß auch in westliche Gehirne noch hineingehen.

»Da haben wir's!« dachte ich, bevor ich antwortete:

– Das japanische Gehirn mag imstande sein, sich zum Vergessen einer Sprache zu zwingen. Das westliche Gehirn leistet das nicht.

Dieses extravagante Argument schien Herrn Saito einzuleuchten.

– Versuchen Sie es trotzdem! Tun Sie wenigstens so! Ich habe in bezug auf Sie Anweisungen erhalten. Wir sind uns also einig?

Der Ton war scharf und trocken.

Als ich an meinen Schreibtisch zurückkam, muß ich ein komisches Gesicht gemacht haben, denn Fubuki warf mir einen freundlich besorgten Blick zu. Lange war ich wie erschlagen und überlegte, wie ich mich dazu stellen sollte.

Nichts wäre logischer gewesen, als zu kündigen.

Doch dazu konnte ich mich nicht entschließen. In den Augen eines Westlers wäre nichts Schimpfliches dabeigewesen; in denen eines Japaners hätte ich das Gesicht verloren. Ich war erst seit knapp einem Monat bei der Firma; der Vertrag, den ich unterschrieben hatte, galt aber für ein Jahr. Wenn ich nach so kurzer Zeit schon aufhörte, hätte ich mich mit Schande bedeckt, in ihren Augen ebenso wie in meinen.

Und außerdem hatte ich nicht die mindeste Lust, jetzt schon zu gehen. Ich hatte mir einige Mühe gegeben, bei dieser Firma anzukommen: Ich hatte das Tokioter Wirtschaftsjapanisch gelernt, ich hatte Prüfungen bestanden. Gewiß, ich hatte nie den Ehrgeiz gehabt, ein Stern am Himmel des Welthandels zu werden, aber ich hatte immer in diesem Land leben wollen, um das ich, eingedenk der idyllischen Jahre meiner frühen Kindheit, einen wahren Kult trieb.

Ich würde bleiben.

Ich mußte also Mittel und Wege finden, Herrn Saitos Befehl zu befolgen. Ich durchforschte die Geologie meines Gehirns nach einer Schicht, die der Amnesie günstig wäre: Gab es in meiner neuralen Festung unterirdische Vergessenskammern? Nein, das Bauwerk hatte zwar seine starken und schwachen Stellen, Warten und Mauerrisse, Löcher

und Wassergräben, aber nichts, worin ich eine Sprache verschwinden lassen konnte, die ich jeden Tag um mich hörte.

Wenn ich sie schon nicht vergessen konnte, ließe sie sich dann wenigstens tarnen? Wenn die Sprache ein Wald war, wäre es dann möglich, hinter den französischen Buchen, den englischen Linden, den lateinischen Eichen und den griechischen Ölbäumen die Unermeßlichkeit japanischer Zedern zu verbergen?

Mori, Fubukis Vatersname, bedeutet »Wald«. War dies der Grund, warum ich sie in diesem Augenblick so entgeistert anstarrte? Ich bemerkte, daß sie mit fragender Miene immer noch zu mir her sah.

Sie stand auf und gab mir ein Zeichen, ihr zu folgen. In der Küche ließ ich mich auf einen Stuhl fallen.

– Was hat er zu Ihnen gesagt? fragte sie.

Ich schüttete ihr mein Herz aus. Ich sprach mit stockender Stimme und war den Tränen nahe. Gefährliche Worte entfuhen mir:

– Wie ich diesen Herrn Saito hasse! Was für ein Dreckskerl und strohdumm!

Fubuki lächelte nur leicht:

– Nein. Sie täuschen sich.

– Natürlich! Sie, freundlich, wie Sie sind, Sie sehen daran nichts Schlechtes. Aber wer mir einen

solchen Befehl gibt, der kann doch gar nichts anderes sein als ein...

– Beruhigen Sie sich! Der Befehl kam nicht von ihm. Er hat nur Herrn Omochis Anweisung weitergegeben. Er hatte keine Wahl.

– Dann ist eben Herr Omochi ein...

– Der ist jemand ganz Besonderes, schnitt sie mir das Wort ab. Was wollen Sie? Er ist Vizepräsident. Da können wir nichts machen.

– Ich könnte beim Präsidenten persönlich vorsprechen, bei Herrn Haneda. Was für eine Art Mensch ist der?

– Herr Haneda ist ein bedeutender Mann. Er ist sehr intelligent und sehr gütig. Leider kommt es nicht in Frage, daß Sie zu ihm gehen, um sich zu beschweren.

Sie hatte recht, das wußte ich. Es war undenkbar, nach oben in der Hierarchie auch nur eine Stufe zu überspringen, geschweige denn so viele. Ich hatte nur das Recht, mich an meine unmittelbare Vorgesetzte zu wenden, und das war eben Fräulein Mori.

– Sie sind mein einziger Trost, Fubuki. Ich weiß, Sie können nicht viel für mich tun, aber ich danke Ihnen. Ihre schlichte Menschlichkeit tut mir so wohl!

Sie lächelte.